...ellen
...NEN
...RAET
...aller Art
...billigst
...EWERS
...handlung
...Langestraße 22
...ffe & Co.
...Lager
...Straße 8.
...einen
...gene
...28
...Straße
...ngerei
...Artikel
...LER
...GERSTR. 8
...Telefon 218
...haltungs-
...Gewicht und
...kerei- und
...Telefon 298
...stalt
...Telefon 218
...Salon
...en.
...ewet,
...o. 850.— an
...stattet.
...Kassel
...pflege
...Mk. 1.35 Mk.
...Mk. 1.40 Mk.
...Mk. 1.75 Mk.
...Portwein
...Wermuth
...Rotwein
...führen
...ium, 3 at

Ueber den Glocken.

Von Carl Kahle.

Es ist ein sonderbares Gefühl, sich über den Glocken eines Kirchturms zu befinden, wenn sie ihren ehern mahnenden Klang hinaus senden über Stadt und Dorf, über weite Gefilde und durch Talsenken dahin, wo die Bergwand den Schall auffängt und zurück gibt. Manchmal haben wir so im engen Stübchen gesessen, hoch über den Bewohnern, auf einem alten Kanapee, und der Türmer-August, wie der Wächter des Turmes in jenem Städtchen kurz genannt wurde, war eine Anzahl Stufen hinunter gestiegen, um im Glockenraume den Sonntag einzuläuten oder einem Toten den letzten Weggruß aus lichten Höhen mitzugeben. Dann sahen wir, wie die alte Hängelampe über dem Tischchen allmählich in Schwingungen geriet, wie ihre Pendelbewegungen immer stärker wurden und sie zuletzt wohl einen Ausschlag von zwanzig Zentimetern zeigte. Zugleich aber waren auch wir nicht im Beharrungszustande geblieben und fühlten deutlich, wie unser Polstersitz ebenfalls in den Rhythmus der Glocken, der Lampe, des Gemäuers einstimmte. Ein leichtes Wiegen — wie in frühester Jugend — zum Klange des Erzes, das uns Künder ist von allem Leid und aller Freude, denen der Mensch auf seinem Erdenwege begegnet.

Die Notwendigkeit, Kirchtürmen eine gewisse Elastizität zu belassen, hat ja naturgemäß diese Erscheinung im Gefolge. Bei diesem Turme kam aber einmal seine nicht alltägliche Höhe hinzu, — mußten wir doch zweihundertundachtzig Stufen erklimmen, um von seiner höchst erreichbaren Spitze aus einen erhebenden Rundblick zu genießen —, zum andern wurde die Hauptglocke nicht etwa nur hin und her bewegt, sondern vollkommen radmäßig um ihren Tragbalken geschleudert, wodurch selbstverständlich das gesamte Gebälk des Glockenstuhles besonders heftig in Anspruch genommen wurde. Das Handwerk des Türmers, das seinem Vater in Ausübung des Dienstes den Tod gebracht hatte, war infolge dieser Einrichtung nicht ungefährlich. Stand er doch in einer kleinen Mauernische, um jeweils, wenn der Kranz der Glocke zu seinen Füßen war, dieser dadurch neuen Schwung zu verleihen, daß er auf ein am Kranze angebrachtes Brett trat, um danach schleunigst wieder in seiner Nische zu verschwinden, bis sich eine Umdrehung vollendete. Wehe, wenn dabei der Fuß gefaßt wurde! Ein Herabgeschleudertwerden auf den Fußboden war in diesem Falle unvermeidlich und hatte bei der Wucht des Schwunges den Tod zur Folge. So sahen wir denn auch mit einigem Schauder auf einen zerrissenen, blutgetränkten Pantoffel, der an der Wand hing, eine sichtbare Mahnung an das Schicksal des Türmervaters.

Es wird für manchen von Interesse sein zu hören, daß so ein Türmer auch in normalen Ziehzeiten ziemlich unkündbar ist, und zwar insbesondere wegen des Wohnungswechsels in wörtlichster Bedeutung. Wer einmal auf der Rundtreppe eines wirklich hochragenden Kirchturmes den Himmelshöhen in bescheidenem Maße entgegen gewandelt ist, wird sich eines Gefühls der Enge nicht haben erwehren können. Diese bedingt, daß größere Möbelstücke über diesen Weg nicht befördert werden können. Sie müssen daher an der Außenwand des Turmes hinauf gewunden oder hinab gelassen werden. Und das ist bei der dazu erforderlichen Anlage eines kleinen Kranes oder zumindest einer Wellenvorrichtung so umständlich, daß man am besten schon alles auf dem einmal besetzten Platze stehen läßt, wenn möglich durch Generationen hindurch. Außerdem hat so ein Türmer ja auch wenig Gelegenheit, mit seinen Mitmenschen in Konflikte zu geraten, die zur Kündigung führen können, ähnlich wie mancher Leuchtturmwächter, der in seiner Behausung auch so abgeschlossen lebt, daß er sie nur selten verläßt.

Dazu hatte eine wohlweise Behörde unserem Türmer-August zwar keine besondere Dienstleistung anvertraut — denn das Ueberwachen der Stadt und der Umgegend in Bezug auf ausbrechende Brände ist ja mehr oder minder immer eine Aufgabe für diese Hochgeborenen mit gewesen —, aber die Ausführung hatte doch eine hemmende Ortsgebundenheit im Gefolge. Dieser Türmer hatte nämlich die Pflicht, der unten lauschenden Polizei jede Viertelstunde, sei es Tag oder Nacht, durch sein Tutehorn aus einem der vier Turmfensterchen heraus seine Wachsamkeit zu verkünden. Wenngleich auch die Frau öfter diesen Dienst versah, so sind Viertelstunden doch schnell verflossen, und es soll vorgekommen sein, daß einmal eine überschlagen wurde. Denn schließlich blickte man vom vierten Fenster aus über einen von der Polizei weniger abzuhorenden Stadtteil ins freie Gelände, und diese Prüfung mußte natürlich auch dann und wann nach Feuerschein abgesucht und mit dem lieblichen Klange des Tutehornes beglückt werden.

Manchen Nachmittag haben wir freilich, die wir damals noch vom frohesten Jugendübermut strotzten, den Türmer-August besucht, um ihm die Arbeit abzunehmen. Aber lange dauerte das nicht, denn wir begnügten uns nicht mit kurzen Zeichen der Wachsamkeit, sondern ließen das eigenartige Instrument immer erst nach langer Benutzung wieder zum Schweigen kommen. Und wie so Behörden nun einmal sind — statt des Dankes ernteten wir eine ernste Vermahnung und mußten das Tutehorn, durch das wir uns nach Wilhelm Busch gern in die Laufbahn des Kandidaten Jobs eingefühlt hätten, wieder an den rechtmäßigen, amtlich beglaubigten Bläser abgeben, damit er in eigener Person von Viertelstunde zu Viertelstunde seinen Mitbürgern weit da unten verkünden konnte, daß er von hoher, luftiger Warte sich ihr Wohl angelegen sein ließe.

Wahrheit gegen Dichtung.

Von Hermann Soller.

Ein bedeutender Berliner Verlag, der schon oft durch seine schneidigen Angriffe auf überschätzte literarische Mittelmäßigkeit von sich reden machte, kündigte dieser Tage im Fachblatt der Buchhändler ein neues Werk an: „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt?“ Im Text des Inserats wurde gesagt, daß der Verfasser von „Im Westen nichts Neues“ aus einem Remark sich in einen Remarque mauserte, weiter wurde angedeutet, daß besagter Kriegsheld seine Visitenkarte mit einer Freiherrnkrone versehen habe, um damit à la Domela Eindruck zu schinden. Auch wurde auf die älteren Werke des Remark hingewiesen, besonders spöttisch auf einen „vornehmen“ Sportroman „Station am Horizont“. „Das Buch“, so wurde in der Anzeige betont, „liefere eine überquellende Fülle authentischen Materials“ über Erich Maria Remarque und seinen Werdegang.

Vor soviel Mut, gegen seinen mächtigen Stachel zu löken, war Ullstein platt. Er gab klein bei, verzichtete auf die sonst übliche Erwiderung im Fachblatt und gestand zum ersten Male ein, daß Remarque „eine französische Schreibweise“ sei, nachdem bis dahin alle seine Schreibknechte wütend das Gegenteil behaupten mußten.

In der Vossischen Zeitung beschäftigt sich ein langer Artikel eines Hauptmann a. D. Sven von Müller mit dem Verbot des österreichischen Heeresministeriums, „Im Westen nichts Neues“ in die Heeresbüchereien einzustellen. In diesem Artikel steht wörtlich zu lesen: „Harte Urteile gegen das Werk eines Kollegen, der unter dem Namen Erich Maria Remarque (Jawohl! In der französischen Schreibweise!) lange Zeit in der Redaktion des Scherl'schen „Sport im Bild“ tätig war.“ (Jawohl! In der französischen Schreibweise! Und „unter dem Namen“! Warum nicht gleich „unter dem Decknamen“? Und es gibt also auch eine „deutsche“ Schreibweise? Warum sagen die Herren Ullstein nicht gleich die ganze Wahrheit? Sie fürchten den Skandal um Remarque, der nach allem unausbleiblich ist. Prophylaktisch beugen sie vor, indem sie ihren Lesern nur leichte Dosen der Wahrheit eingeben. Trotzdem werden sie nicht verhindern können, daß der Erfolg des Buches „Im Westen nichts Neues“ bald als die größte Blamage der literarischen Welt erkannt sein wird. Uebrigens wäre zu fragen, ob den Kollegen bei Scherl die „deutsche Schreibweise“ des Namens Remarque überhaupt bekannt war. Seit 1923 ungefähr bedient sich Remark seiner französischen Schreibweise, und viel später erst trat er in die Redaktion von „Sport im Bild“ ein, nachdem er bis dahin als Angestellter die Reklame einer Gummifabrik in Schwung brachte.

Das authentische Material des angekündigten Buches „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt?“, muß in der Tat für die Betroffenen fürchterlich sein, sonst wichen sie nicht schon vor seinem Erscheinen vorsichtig davor zurück.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

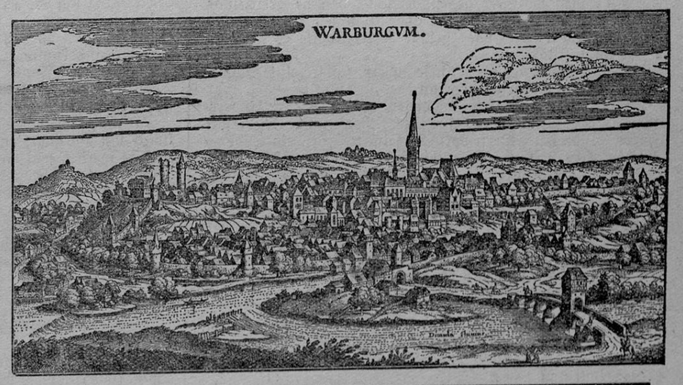
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 96 **30. November 1929** **4. Jahrgang**

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

UM EVA WILDES ERBE

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

„Doktor Fjeldenhoym möchte Sie sprechen!“ sagte die Schwester zu Doktor Alving, dem Chefarzt des Witte-Hospitals in San Franzisko.

Der Chefarzt, ein Mann Ende der Dreißig, mit klaren, fast klassischen Zügen, die nur etwas zu streng, zu hart erschienen, sah unwillig auf.

„Schwester, das paßt mir gar nicht recht. Dreimal werd' ich bei diesem Bericht gestört. Schlimm, schlimm, Schwester!“

Die junge Schwester lächelte verloren.

„Ich kann's nicht ändern, Herr Doktor!“

„Das weiß ich, Schwester Ellen. Ich will Ihnen auch keinen Vorwurf machen. Ich muß mir eben demnächst einen Hausknecht engagieren.“

Er erhob sich und legte die Feder beiseite.

„Lassen Sie meinen Kollegen eintreten!“

Die Schwester verließ das Zimmer, und nach einigen Augenblicken trat Doktor Fjeldenhoym, ein Norweger, ein Mann in den Fünfzigern von vornehmem Aeußeren, ein. Die beiden Aerzte begrüßten sich warm und schüttelten sich die Hände. „Bitte, nehmen Sie Platz, Fjeldenhoym. Was führt Sie zu mir?“

„Eine sehr ernste Sache, Herr Kollege.“

„Und die ist?“

Doktor Fjeldenhoym seufzte auf. „Mein wertvollster Patient, der Millionär Harry Wilde, hat einen Selbstmordversuch verübt.“

„Harry Wilde? Der bildhübsche Sohn des verstorbenen Baumwoll-Mannes? Wie ist das möglich?“

„Lebensüberdruß, Herr Alving.“

„Man sollte es nicht glauben. Wie ist es abgelaufen?“

„Wie man's nehmen will. Gut und schlecht. Der Schuß ging einen halben Zoll über dem Herzen hinein. Es besteht keine unmittelbare Lebensgefahr, der Kranke ist aber durch den Blutverlust stark geschwächt.“

„Und —?“

„Jawohl — und! Jetzt kommt der Pferdefuß, das Ungünstige. Harry Wilde will nicht leben.“

Doktor Alving brütete eine kurze Weile vor sich hin, dann richtete er seine tiefgrauen Augen auf den Kollegen. „Wenn ich Ihre Absichten richtig errate, wünschen Sie eine erstklassige Pflegerin von mir.“

„Ja! Sie haben es erraten. Es liegt mir viel an Harry Wilde, nicht nur, weil er mein bester Patient ist.“

„Das verstehe ich, Doktor Fjeldenhoym. Also, eine erstklassige Pflegerin? Sie sollen Sie haben, meine beste, zuverlässigste Kraft, Helen Scholler.“

„Wann steht Schwester Helen zur Verfügung?“

„Sagen wir in einer Stunde, Doktor.“

„Verbindlichen Dank, Herr Kollege.“

„Aber ich bitte, Doktor Fjeldenhoym, das ist doch selbstverständlich. Auf Schwester Helen können Sie sich verlassen.“

Sie schüttelten sich herzlich die Hände.

— — — — — — — — —

Schwester Helen!

Wer das blonde Mädchen ansah, dessen Seele füllte Andacht.

In ihren tiefblauen Augen war herzliche Güte, die den Kranken so wohl tat. Wenn ihr blonder Lockenkopf sichtbar ward, dann leuchteten aller Augen auf.

Sie war schön und lieblich, Schwester Helen, und ging in ihrer schweren Aufgabe auf. Immer war sie fröhlich und heiter wie ein Kind. Und doch lag ein tiefer Ernst in ihrem Wesen, nichts Spielerisches war in ihr; sie nahm das Leben wirklich ernst.

Sie stand allein auf der Welt.

Ihre Eltern, die vor zwanzig Jahren nach Deutschland eingewandert waren, waren vor drei Jahren plötzlich gestorben, ohne ihrem Kinde nennenswertes Vermögen zu hinterlassen.

Aber die Achtzehnjährige verzagte nicht. Ihr gesetzlicher Vormund gab ihr die Erlaubnis, eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten Dame, die nach Mexiko fuhr, anzunehmen.

Sie fand in ihr eine gütige Herrin, die sie wie eine Tochter hebte. Aber bereits wenige Monate nach der Ankunft in Mexiko starb Senorita Wegler, und Helen Scholler stand wieder allein im Lebenskampfe.

Sie packte das Leben und zwang's.

Sie ward Krankenschwester.

Als solche war sie nun schon zwei Jahre im Witte-Hospital in San Franzisko tätig. Die Aerzte schätzten ihre Ruhe, ihre sichere, weiche Hand, und die Kranken liebten sie wegen ihrer herzlichen Güte.

Wenn es einen schwierigen Patienten gab, dann übernahm Helen seine Pflege, und sie war glückselig, wenn wieder einer von denen, die sie dem Leben zurückzugewinnen verholfen hatte, gesund vor ihr stand und beim Abschied herzlich dankte.

Dann fühlte sie, daß sie den rechten Weg gefunden hatte.

Schwester Helen hatte gerade dem Unterarzt Doktor Swilla beim Verbinden eines Fußkranken Hilfe geleistet, als der Chefarzt sie zu sich bitten ließ.

Das Herz klopfte ihr, als Schwester Rafaela es ihr mitteilte.

Als sie dem Chefarzt gegenüberstand, den sie grenzenlos hoch achtete, obwohl er ihr bei aller stummen Anerkennung noch kein Wort des Lobes gesagt hatte, klopfte es in ihrer Brust immer stärker.

Fast schüchtern sah die sonst so sichere, fast resolute Schwester Helen ihren Vorgesetzten an.

„Schwester Helen," begann dieser, „ich habe eine schwere, aber ehrenvolle Aufgabe für Sie. Der junge Millionär Harry Wilde hat gestern versucht, seinem Leben ein Ende zu machen. Es ist ihm aber mißlungen. Er liegt schwerkrank darnieder und bedarf nun einer Pflegerin, die nicht nur ihr Amt gut versteht, sondern die vielleicht auch vermag, den Selbstmordkandidaten wieder aufzurichten und dem Leben zuzuführen. Wenn es möglich ist. Doktor Fjeldenhoym, sein Hausarzt, möchte natürlich gern seinen einträglichsten Patienten am Leben erhalten, schließlich auch aus Zuneigung zu ihm. Er hat mich um eine besonders gute Pflegerin gebeten, und ich glaube, keine bessere schicken zu können als Sie!"

Helen errötete ob des Lobes und nahm den Auftrag an.

Der Oberarzt warf noch einen prüfenden Blick auf die liebliche Mädchengestalt, dann sandte er seinem Kollegen einen Boten zu.

Nach noch nicht einer Stunde hielt der elegante Wagen des Millionärs Wilde vor dem Hospital, und Helen stieg klopfenden Herzens ein.

Sie fühlte, daß sie an einem Wendepunkt ihres Lebens stand.

Als der Wagen hielt, staunte sie über den mächtigen Palast.

Der Hausmeister trat ehrerbietig an den Schlag und begrüßte die Schwester. Ihre Schönheit verfehlte ihre Wirkung nicht. Bewundernde Augen grüßten sie.

Als sie die breite Treppe zusammen hinaufgingen, sagte er ernst zu Helen:

„Sie werden eine schwere Aufgabe haben, Schwester!"

„Ich bin darauf vorbereitet, mein Herr!"

Der Hausmeister verbeugte sich stumm und fuhr dann fort, als sie durch die riesenhafte, prunkvolle Vorhalle schritten: „Diesen Riesenpalast bewohnt nur Herr Wilde. Zu seiner Bedienung und Verwaltung sind vier Diener und meine Wenigkeit vorhanden."

Sie waren die breiten Treppen, mit kostbaren Teppichen belegt, emporgestiegen.

Eine breite Tür tat sich lautlos auf, und Helen stand im Vorzimmer zu dem Zimmer des Kranken.

Doktor Fjeldenhoym, durch dessen Brillengläser ein paar scharfe Augen blitzten, empfing und musterte sie.

„Sie sind die Schwester Helen, die mir Dr. Alving angekündigt hat?" Helen nickte zustimmend.

„Es handelt sich — bitte, nehmen Sie doch Platz — um die Pflege eines Schwerkranken. Herr Wilde hat versucht, sich zu erschießen. Der Schuß ging fehl. Immerhin ist der Kranke sehr geschwächt durch den Blutverlust. Außerdem gilt es noch einer Schwierigkeit Herr zu werden. Herr Wilde will sterben, und sein Lebenswille ist gleich null. Was das bedeutet, werden Sie begreifen, Schwester."

„Jawohl, Herr Doktor."

„Es gilt also für Sie, Schwester, Ihr Meisterstück zu leisten. Ich möchte den unglücklichen jungen Mann gern retten, nicht nur, weil er mein bester Patient ist, Schwester. Was verlangen Sie?"

„Das ist wohl eine Sache, die erörtert werden kann, wenn der Kranke gesund ist. Sie ist nebensächlich."

Da küßte der Arzt ihr die Hand.

„Schwester," sagte er ernst und herzlich, „ich danke Ihnen. Ich weiß, daß Dr. Alving mir die Richtige geschickt hat. Kommen Sie, Schwester!"

Sie traten in das Krankenzimmer.

Dämmeriges Halbdunkel herrsche im Raum, der im Gegensatz zu den anderen einfach gehalten war.

Im Bett lag ein junger Mann von vielleicht 30 Jahren, blaß wie der Tod und regungslos.

Man hätte ihn für tot halten können.

Schwarzlockiges Haar umrahmte sein Antlitz und machte es schön und anziehend.

Da schlug er die Augen auf und sah die blonde Schwester. Namenloses Staunen lag in seinem Blick; doch er rührte sich nicht und schloß die Augen gleich wieder.

Nur einen Moment sah sie seine todmüden, schönen Augen. Sie trat ihren Dienst sofort an.

Tagelang lag der Kranke apathisch da und nahm nach wie vor keine Nahrung zu sich.

Mit größter Pflichttreue waltete Helen ihres Amtes und war ehrlich bekümmert, daß der Kranke immer mehr verfiel. Bis sie eines Tages Erfolg hatte.

Sie saß an des Kranken Bett, der eben die Augen aufschlug. Der Diener hatte die Krankenkost gebracht.

Da faßte Helen den Kranken kurzerhand um den Nacken, stützte ihn und sagte ruhig, aber in bestimmtem Tone:

„Sie werden jetzt trinken."

Ein langer, suchender Blick des Kranken traf sie, und da geschah das Wunder. Gehorsam wie ein Kind trank er seine Hühnersuppe aus.

Helens Herz schlug heftig. Sie fühlte sich mit einem Male unbeschreiblich glücklich und wußte doch nicht recht warum. Nachmittags kam der Arzt und freute sich königlich.

„Das haben Sie famos gemacht, Schwester! Weiter so energisch, und er wagt gar nicht, Ihnen zu widersprechen."

„Sie erwarten zuviel, Herr Doktor."

„Oho, meine Liebe! Ich habe vollstes Vertrauen zu Ihnen."

Drei Tage vergingen und der Kranke wurde kräftiger. Ohne Widerstand zu leisten, nahm er alle Nahrung zu sich.

Eines Tages — über zwei Wochen waltete nun Helen schon ihres Amtes — wandte sich Harry Wilde an seine Pflegerin.

„Warum haben Sie mich nicht sterben lassen?"

Helen lächelte gütig, und die Grübchen in ihren Wangen vertieften sich.

„Das Leben, Herr Wilde, ist so schön, daß man es nicht so leichtfertig wegwirft."

„Sie denken an meine Reichtümer, Schwester. Glauben Sie, daß die des Lebens Seligkeit ausmachen?"

„O nein, Geld macht es nicht aus. Die Hauptsache ist, sich freuen zu können wie ein Kind."

„Wie soll ich das machen, Schwester?"

„Vielleicht lerne ich's Ihnen noch, Mister Wilde, bis zu Ihrer völligen Genesung."

„Oh, Schwester!" Er faßte ihre Hand und drückte sie herzlich. Ihre Augen trafen sich, und beiden stieg ein verräterisches Rot in die Wangen. Eine Weile war es still. Dann begann der Kranke wieder.

„Sie sind keine Amerikanerin, Schwester?"

„Nein, ich bin eine Deutsche."

„Leben Sie mit Ihren Eltern hier?"

„Ich stehe allein. Meine Eltern sind seit Jahren tot."

Ein schmerzlich bedauernder Zug ging über sein Gesicht. „Das tut mir sehr leid, Schwester. Und doch — sind Sie so lebensfroh?"

„Warum sollte ich's nicht?" fragte sie, tapfer die weiche Stimmung unterdrückend. „Trotzdem hat mich das Leben nicht leer ausgehen lassen."

„Schwester," hub er wieder an, und sie sah, daß es ihm schwer fiel, „ich habe nicht sterben wollen."

Erschrocken blickte sie ihn an. „Doktor Fjeldenhoym sagte mir doch —"

(Fortsetzung folgt)

Auch eine Tugend.

Der bekannte amerikanische Kanzelredner Dr. Lord hatte eines Tages bei dem Begräbnis eines der reichsten Bürger von Buffalo die Leichenrede zu halten. Da der Verstorbene sein großes Vermögen auf sehr anrüchige Weise erworben hatte und in der ganzen Stadt als Wucherer bekannt war, fiel es dem Geistlichen äußerst schwer, über den Verstorbenen etwas Gutes zu sagen. Nachdem er möglichst lange über die Verwandtschaft des Verstorbenen geredet hatte, sagte er zum Schluß: „Unser teurer Freund hatte eine große Tugend, er ging abends immer sehr früh zu Bett."

Der Kopf im Korbe.

Skizze von Georg Wagener.

Im „Hotel de France" saß ein älterer Mann im Vollbart vor dem brennenden Kamin. Das glänzende Schwarz seines Haares stand im Gegensatz zu seinen verfallenen Zügen, und der junge Journalist, der aus der Halle herüber in das Rauchzimmer trat, stellte mit schnellem Blicke fest: „Gefärbt." Dann verbeugte er sich vor dem Aelteren: „Druant vom ‚Petit Français'. Habe ich nicht die Ehre, in Ihnen einen Kollegen begrüßen zu dürfen?"

Der andere richtete den Oberkörper leicht auf, ohne sich zu erheben. Dann sagte er langsam: „Ja, mein Herr. Ich heiße Lenoir." Fröstelnd rieb er die schmalen Finger und hielt dann die fast durchsichtigen Hände gegen die rote Glut: „Bitte, nehmen Sie Platz. Es ist kühl, und die Wärme tut wohl. Doch verübeln Sie es mir nicht, wenn ich etwas schweigsam bin."

Der junge Journalist ließ sich in den tiefen Sessel fallen: „Nicht im geringsten, Herr Lenoir. Es ist ja auch keine angenehme Mission, die uns heute hier zusammenführt, Berichterstatter zu sein für die morgige Hinrichtung. Für mich ist es die erste, und ich kann mich eines gewissen Grauens nicht . . ."

„Halloh", unterbrach ihn eine polternde Stimme, die halb einem unbesorgten Jungen, halb einem seiner Kraft bewußten Riesen anzugehören schien, „halloh, Druant, trifft man Dich hier?" Eine große, rote Tatze umklammerte die Hand des jungen Journalisten: „Du sollst wohl Deine Rittersporen mit einem Schauerbericht für Euer Pariser Boulevardblatt verdienen?"

Druant fiel der burschikose Ton des Freundes auf die Nerven, und er wies mit den Augen zum schweigsamen Dritten hinüber. Der Riese verstand und verbeugte sich. „Mein Freund Laruche vom ‚Nord' in Lille", stellte der Pariser vor, „Herr Lenoir, ein Kollege."

Der Große ärgerte sich fast über das leichte Kopfnicken des Schwarzen, doch dann schüttelte er seine Verstimmung wie ein paar Regentropfen von der Schulter und setzte sich in den bequemen Sessel am Feuer: „Na, Freund Druant, hast Du nicht ein wenig Lampenfieber auf morgen? Ist ja nicht so ganz einfach, wenn man die Todesangst des armen Sünders sieht, wie er zusammenschrickt, wenn er aus dem Wagen gehoben wird und das Gerüst erblickt, wie er zurückweicht, fliehen will, sich wehrt, schreit, wie ihm die Augen aus den Höhlen treten, wie er zum Brett geschleift wird, welchen Kampf es kostet, bis er liegt, wie sein Kopf fällt. Brr! Manchem harten Gendarmen ist dabei schon übel geworden; der einzig Ruhige ist wohl Monsieur, der Scharfrichter. Und wenn der sein Geschäft nicht aus dem Grunde versteht, daß vielleicht das Messer nicht sofort ausgelöst wird, daß es in den Führungen schleift, so können die stärksten Nerven versagen. Aber beruhige Dich, Freund. Monsieur de Rouen, der morgen die Hinrichtung vornimmt, versteht sein Geschäft. Der ist kein Anfänger wie jener Kubaner, den ich einst in Havana die Schraube am Würgeisen drehen sah und der vor Entsetzen halb wahnsinnig wurde, weil er das Röcheln des Delinquenten nicht hören konnte. Oder wie jener Serbe mit den zitternden Händen, den der Todeskandidat von der Leiter stieß: ‚Geh weg, Du Esel, ich kann mich am besten selbst henken!' Monsieur de Rouen kennt solche Regungen nicht mehr, er zuckt nicht mit der Wimper."

Vornübergebeugt hatte der Schwarze schweigend in die Glut gesehen. Jetzt lehnte er sich in den Sessel zurück. Er schien die Ruhe selbst zu sein, und doch zitterte seine Fußspitze und es zuckte leicht um seine Mundwinkel. Er sah den Liller aus tiefliegenden Augen durchdringend an, daß sich der Riese verlegen an den Kragen faßte: „Sie haben recht, Herr Laruche. Monsieur de Rouen versteht sein Geschäft. Er betreibt es ja auch lange genug, um es zu kennen. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß er stets der einzig Ruhige ist. Ich habe mancher seiner Hinrichtungen beigewohnt und weiß es."

Der Liller wollte sich nicht geschlagen geben: „Aber, verehrter Kollege, Sie müssen doch selbst zugestehen, daß die lange Gewöhnung ihn abgestumpft hat. Er, der schon hundert oder mehr hinrichtete, kann doch die Schrecken des Augenblicks nicht mehr empfinden. Bei ihm ist alles Geschäft. Er fühlt nicht anders als der Schlachter, der einen Ochsen schlägt."

Herrn Lenoirs Finger zitterten leicht auf der Sessellehne: „Herr Laruche, ich kann nur wiederholen: Sie irren. Ich will Ihnen einen Fall aus der Laufbahn Monsieurs de Rouen erzählen. Es war drüben in der Bretagne, und das Gerüst hatten sie an der Außenmauer des Gefängnisses aufgeschlagen. Fünfzig Gendarmen standen darum. Die Straße war auf hundert Schritte hin abgesperrt, doch dem Gefängnis gegenüber lagen die Gaffer in den Fenstern und stierten. Monsieur de Rouen wartete auf den Verurteilten. Unwillkürlich sah er zu den Neugierigen hinüber, und die Sensationsgierde in ihren Augen widerte ihn an. Er verstand es nicht, daß Frauen und Mädchen, denn die bildeten die Mehrzahl der Gaffer, ihre Würde einem solchen Schauspiel preisgeben konnten. Er fühlte die Erregung an sich hochsteigen, und er mußte sich beherrschen, um nicht zu den Fenstern hinauf zu schreien: ‚Schert Euch weg, Ihr Weiber!'

Es war für ihn fast eine Erleichterung, als der Wagen mit dem Verurteilten kam. Er wunderte sich, daß der Mörder so ruhig war und ohne Hilfe auf die Straße sprang. Doch er sah, daß der Mann ängstlich vermied, den Blick dorthin zu richten, wo er das Gerüst vermutete. Wie ein Schauspieler auf der Bühne wandte sich der Verbrecher, der drei Menschenleben auf dem Gewissen hatte, der Straße zu, und dann warf er zu den Mädchen in den Fenstern Kußhände hinauf. Und die Weiber lachten, klatschten Beifall!

Da stieg eine sinnlose Wut im Scharfrichter auf. Viehzeug, das die Hinrichtung für eine Komödie hielt! Er fühlte seine Hände zittern, er hätte am liebsten den Kreis der Gendarmen durchbrochen: ‚Laßt einen anderen das Geschäft besorgen!' Doch er beherrschte sich und wartete.

Da rissen die beiden Gefängniswärter links und rechts den Verurteilten herum: ‚Los!' Und der Mörder sah das Gerüst. Es war nicht mehr der Schauspieler von eben, den sie zu viert, zu fünf zum Brette schleiften, kein Mensch mehr ein tolles Tier, das sich wehrte, um sich schlug, brüllte.

Der Scharfrichter sah, wie die Gendarmen im Halbkreis den Kopf senkten und die Hand vor die Augen hielten. Einem von ihnen fiel das Gewehr aus den Fingern und polterte auf das Pflaster. Der Geistliche bekreuzigte sich, und der Staatsanwalt schlug wie im Fieber mit den Zähnen. In den Fenstern drängte sich Kopf an Kopf, und die weitaufgerissenen Augen dort oben forderten: ‚Laß mich sehen, laß mich alles sehen!'

Der Mörder lag auf dem Brett. Der Scharfrichter griff nach der Schnur. Er wollte ziehen, die Klinke auslösen, aber er konnte nicht. Er fühlte, daß ihm die Kraft dazu fehlte. Der Anblick des verzerrten Gesichtes raubte sie ihm. Er schwankte. Dann hörte er eine Stimme flüstern: ‚Haltung, Haltung! Tun Sie Ihre Pflicht!'

Die Pflicht! Sie riß ihn zusammen. Das Messer fiel. ‚Leben, leben!' brüllte der Kopf über dem Korbe. Und das Messer stand. Den Bruchteil einer Sekunde nur blieb es in den Führungen hängen. Doch den Scharfrichter schien es ein Todesurteil: ‚Stümper, Du verstehst Dein Geschäft nicht. Du quälst ihn!' Dann fiel das Messer. Hart und kalt. Der Kopf polterte in den Korb.

Die nervenzerrüttende Stille lastete noch über allen. Der Scharfrichter stand neben dem Korbe. Dann lähmte ihn das Entsetzen. Der Kopf begann zu reden. Hohl und dumpf wie aus dem Grabe: ‚Ich danke Ihnen, Monsieur de Rouen, Sie haben mir nicht wehe getan!'

Nicht viele mögen es gehört haben. Deshalb wunderte sich mancher, als er den Scharfrichter schwanken sah.

Die Stimme aus dem Korbe hätte Monsieurs de Rouen Laufbahn beinahe unterbrochen, denn drei Wochen lang lag der Scharfrichter im Fieber zwischen Tod und Leben. Und er würde seinen Beruf auch nicht wieder aufgenommen haben, hätte ihm nicht einer der Gefängniswärter, die damals neben dem Gerüst standen, geschrieben: ‚Verzeihen Sie mir meinen Streich. Ich weiß selbst nicht, was mich in diesem Augenblick dazu trieb, meine Bauchrednergabe zu mißbrauchen'."

Der Schwarze war aufgestanden: „Sie entschuldigen mich jetzt, meine Herren; ich habe Ruhe nötig, denn für mich ist morgen ein schwerer Tag. Vielleicht denken Sie, Herr Laruche, jetzt etwas anders von der Gefühlslosigkeit des Scharfrichters. Und verzeihen Sie, wenn ich Sie vorhin täuschte. Ich heiße Lenoir, doch das Volk nennt mich Monsieur de Rouen. Gute Nacht, meine Herren."